



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochholz, E. L.: Weihnachten und Neujahr in der Schweiz. 1 : St.
Nikolausabend.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lichem Gelingen das Wohl und Wehe seiner ganzen Armee abhängt, die von den nachrückenden überlegenen Franzosen einfach hätte zermalmt werden können. Nach heutigen militärischen Begriffen wird es schwer verständlich sein, daß er den Herzog v. Bournonville nicht sofort arretiren und unschädlich machen ließ.

Ueber Schlettstädt, wo noch einmal Posto gefaßt wurde, gieng nach Straßburg und von dort am 1. Januar 1675 ohne erhebliche Störungen über den Rhein zurück. Der Elsaß war unter diesen Umständen nicht zu behaupten. Es wurden ausgedehnte Winterquartiere bezogen: die Kaiserlichen erhielten ihr Kantonnement um Offenbach, die Lothringer an der Kinzig, die Lüneburger ganz östlich, das münsterische Volk wurde nach Hause geschickt, und die Brandenburger kantonirten in Franken in drei Linien nicht allzu weit von Schweinfurt, wo Friedrich Wilhelm sein Hauptquartier nahm. Er blieb von der Wiederaufnahme der Danaidenarbeit verschont, aus dem Sander dieses Reichskriegsmaterials, das er satzsam kennen gelernt hatte, einen Strick flechten zu sollen, um den übermüthigen Franzosen damit zu bändigen. Demnächst erhielt er die Genugthuung, sich seiner Brandenburger allein zu freuen. —

Weihnachten und Neujahr in der Schweiz,

von E. L. Kochholz.

1. St. Nikolausabend.

Der St. Nikolausabend gilt uns als das Vorfest, mit welchem Weihnachten angekündigt wird, d. h. des zwölf- bis dreizehntägigen Festes der Winter-Sonnenwende, dessen Feier ehemals vom 6. December bis zum hl. Dreikönigstag (6. Januar) gedauert hat. Die häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten sollen von dieser Zeit an geordnet und zum Abschlusse gebracht werden, um die darauf folgenden Festtage in ungestörtem Gottesfrieden begehen zu können; denn das eine der drei großen Jahresfeste des Germanen naht, der Winter. Die Himmlischen selbst werden dabei auf der Erde erscheinen, werden die Menschen heimsuchen und erkennen, ob alles Volk ihres Erntesegens froh mit Dankopfern ihrer gedente. Deswegen schließen sich nun die Gerichtshäuser, der sogenannte Rechtsstillstand beginnt. Deswegen kommt nun eine

Reihe der Hausarbeiten zum Abschlusse: der Brodvorrath wird fertig gebacken, weil das Korn schon vorher ausgedroschen ist; das Maßschwein wird eingeschlachtet, weil die Eicheln- und Eekernernte versüttet ist, der Rothen wird abgesponnen. Manche Woche hindurch sieht das Kind im Hause solcherlei Zurüstungen machen und wird darüber mit der Gewohnheitsfrage laut, wann denn der St. Nikolaus nun einmal komme? Sind es artige Kinder, so vertröstet man sie auf den nächsten Schnee. Dieser wird daher mit dem Freudenreime begrüßt:

Es schneit, es schneit, aß 's Fege schneit:
Der Samichlaus is nümme weit!

Hat man dagegen unartigen Kindern zu antworten, so erklärt man ihnen, sie selber seien an diesem fortdauernden Ausbleiben des Nikolaus schuld; sein Geslein sei über ihrem Geheule scheu geworden, habe im Gebirge droben den ganzen Padsack mit Zuckerzeug abgeworfen und sich dabei das goldene oder gläserne Bein zerschlagen. Bis dies wieder heil geworden sei, komme der Heilige nur langsam voran. Quälen sie mit der Frage, was er an Geschenken diesmal wohl mitbringen werde, so lautet das Bezierwort darauf etwa also: „E goldigs Nüteli (Nichtsklein), e silberigs Nienevägeli, e langß-langß Beit-e-Wile (Warteinweilchen), e Wärtelilang, e Hätteligern, e silberigs Nütelig'schirr (Nichts) mit ere herzguldengueti Gwunderligsuppe und süßbachene Fröglinne dinn (eine Bewunderungssuppe mit süßgebackenen Fragenchnitten).“ Das Kind trifft nun gleichfalls seine je nach dem confessionellen Glauben der Familie und Landschaft verschiedenartigen Festvorbereitungen. In katholischen Gegenden schneidet es sich das Samichlausenhölzli oder Baile (Pegel); dies ist das Kerbholz, auf dem es Gutes und Böses anmerkt, um dem ankommenden Heiligen Rechnung abzulegen. Es schnitzt einen fingerdicken Haselzweig vierkantig, und die Eltern rigen in eine der Kanten so oft ein frisches Kläfflein (Kerbe) ein, als es die vorgeschriebenen fünf Vaterunser und Ave's vor Schlafengehen richtig gebetet hat. Dann sagt es etwa nach dem Brauche des aargauer Freienamtes: „Queg nur emol miß Baili a, Mueter, und zell, öb's 'nid scho feusezwänzg Kläffli heb; eso mänge Rosechranz han i ieg scho zuen Samichlaus bätet.“ Bevor dann am Festabend der Heilige mit dem großen Bescherungslöffel in die vor jedes Stubenfenster hinausgestellten Schüsseln schöpft und umleert, giebt das Kind sein Kerbhölzchen an die Eltern ab, durch die es an den Heiligen gelangt. Dieser nimmt eine sorgfältige Prüfung damit vor, und stimmt die Anzahl der Kerben nicht mit des Kindes sonstiger Art zusammen, so ist am Morgen darauf jede falsch angezeichnete Kerbe schwarz gebrannt. Dieses rührt von den rußigen Fingern des Knechtes Schmußli her, welcher als des Nikolaus Hofknecht und Begleiter an jeder Beile die Feuerprobe macht und daran alle falsch und eigennützig gesprochenen Gebete herausfindet. Statt der Süßigkeiten wirft er dann nichts als Ruß in die Schüssel vor dem Fenster;

statt der süßen Maultäschlein (Bisquit) und der frischen Ohrfeigen (Mürbgebäck) setzt es solche in Wirklichkeit ab, statt der langen Zuckerschnecken giebt es leere Schneckenhäusel, gar nichts, statt der Klausenäpfel nur Kopäpfel vom Schimmel des Nikolaus, statt des vollbehangenen Klausengroßli (Tannenbäumchens) nur die splitternackte Ruthe.

Auch die Knabenschaft der Dorfbursche schneidet sich nun zu gleichem Zwecke ihr besonderes Klausenholz. Aus dem Schaft der Stechpalme wird ein kurzer dicker Geißelstock gemacht, daran kommt entweder ein Seil von ungewöhnlicher Länge, oder eine aus Lederriemen geflochtene Schnur, an deren Ende erst die eigentliche Knallgeißel mit einem sogenannten Zwick (Peitschenschnürchen) eingeflochten ist. Ein gutgeführter Zug und Schwung mit einer solchen Schaftgeißel bringt einen musketenschußähnlichen Knall hervor. Damit beginnt nun die Dorfknabenschaft den Klaus zu jagen im Thale der Reuß, der Aare, im Hallwiler-Seethale. Man behängt sich mit Weideglocken und Schlittengeschelle, mit Blechstürzen und Pfannendeckeln, ja mit Käsefesseln, an deren Gewichte sonst ihrer zwei sattfam zu tragen haben. Alles soll schellen, tönen, rasseln. Ketten läßt man an den Beinen nachklirren, daß es um die Steine am Dorfbacke funkt. Schetternd und kollernd schwingt man an Stäben aufgeblähte Rinderblasen mit Erbsen gefüllt; Widderköpfe aus Holz geschnitzt werden an bänderflatternden Stangen mitgetragen. Auf Kuhhörnern, Milchtrichtern, Glasflaschen mit ausgeschlagenem Boden, auf Alphörnern, Weidenschalmeien (Güngen), endlich auf den Blechinstrumenten der Soldaten und den Signalhörnern der Schützen wird aufgeblasen und aus allen Kehlen mit dreingejauchzt. Berg und Thal erschallt von den furchtbaren Anstrengungen dieser Klausenjäger; sie wiederholen förmlich den ganzen Schrecken einer wilden Jagd, die um dieselben Nächte sagenhaft durch eben diese Thäler zieht. Begegnen sich zwei solche Motten aus verschiedenen Dörfern, so setzt es einen Kampf ab, bei welchem die schwächere Partei ihre Peitschen zum Pfande lassen muß. Die ganze Nacht hindurch, bis es wieder tagt und die Kapellenglocke zur Frühmesse läutet, ist es ihnen erlaubt, von Haus zu Haus ihren Besuch abzustatten und Gaben einzusammeln. Je ärger sie knallen, um so mehr an geschwungener Ridel (geblähter Rahm) und Birnenbrod hoffen sie zu „erchlöpfen“, zu erknallen; je mehr sie in die Luft schrein, um so mehr Most, Käse und Rauchfleisch werden sie erhalten; Schnize, Nüsse, Kastanien gehen haufenweise mit drein, der Bauer ist zu dieser Zeit ohnedies freigebiger gestimmt und glaubt wohl gar, in dem Geschenke an die Burschen eine Art verdienstliches Almosen verabreicht zu haben. Denn wie sie heute lärmend und gabenheischend ihr ganzes Gemeindegebiet schnellfüßig durchspringen, so haben sie ehemals durch Berg und Thal den Beginn der vierzehn Weihenächte ausgerufen und jeden Landesgenossen gemahnt, das Haus zu rüsten mit Milch, Fleisch und Brod zur Feier der bevor-

stehenden Landtage, Volksversammlungen und Opferfeste. Die Klausenpeitsche erscheint dabei keineswegs als ein Werkzeug roher oder bloß zufälliger Knabenschaft; sie hat, wie alle echten Volksüblichkeiten dieser Festzeit, gleichfalls ihr besonderes Alter zu beanspruchen. Der hl. Nikolaus, ein Bote des auf dem Schimmel Sleipnir heranreitenden Odhinn, kommt theils auf dem Schimmel, theils auf dem Grauschimmel oder Esel geritten und demgemäß kommen ihm auch die Symbole des Reiters zu, Hufeisen und Peitsche. Von seinem lärmenden Eintritt ins Land heißt er im Elsaß Hans Trapp. An alten Nikolauskirchen sind daher gewöhnlich Hufeisen eingemauert als Heilzeichen. Das Festbrod wird nun aber theils in Form von Hufeisen gebacken, theils darnach benannt; auch wird der Heilige selbst auf gemodelten Brodfladen mit einer Peitsche abgebildet. So kommt dies vor auf den in der Schweiz üblichen Eisenkuchen, die man Lirgeli nennt, und auf norddeutschen Zweckbroden. In Friedrichstadt an der Eider z. B. bäckt man für den Nikolaustag zu Stadt und Land Brodfladen aus vorher gemodeltem und ausgestochenem Teig, die den Heiligen hoch zu Ross darstellen. Er ist gekrönt, trägt ein Halsband, hohe Reiterstiefel, hat hinter sich den Mantelsack aufgebunden und schwingt im Zickzack weithin eine gewaltige Kourierpeitsche. Alle diese einzelnen Attribute, sogar die Absätze seiner Stiefel, sind vergoldet.

Ähnlich geht die luzerner Postterlijagd vor sich, welche bereits durch Stalder's Fragmente aus dem Entlebuch genugsam bekannt ist. *) Im schwyzerischen Muotathale begeht man dafür die Grauflete. Sie fiel ehemals auf Dreikönige, jetzt auf die Fasnacht. Die Knabenschaft besucht da manchen Tag vorher unter ebenso gewaltigem Getöse ein jedes erreichbare Bergdorf, sammelt Ziger und Birnenbrod, um das Erjagte und Erklauste am Festtage selbst in Gesellschaft der Mädchen wieder zu verklausen und zu durchjagen. Der thurgauer Pochselabend fällt Donnerstags vor Neujahr, man trägt ausgehöhlte, von innen beleuchtete Kürbisse auf Stangen durch die Dörfer. Die basler Postterlijagd feierte man eine Nacht vor Weihnachten, indem man verumumt „mit Bözgengeichtern und Fölershüten“ schreiend durch die Gassen lief, Karren und Fässer umwarf und an alle Thüren posselte und polterte. Des Anfugs wegen wurde hier der Brauch abgeschafft, in den benachbarten Städten Rheinfelden und Zurzach aber ist eine Spur davon übrig geblieben. Am Abend nach dem Nikolaustage beginnt hier die erste der drei Pochselnächte, welche auf die drei Donnerstage vor Weihnachten fallen. Die Jugend durchstreift nächtlich die Straßen, klopft an alle Thüren, zieht alle Hausglocken und wirft Erbsen und Bohnen an jedes Fenster. Es läuft nicht ganz ohne Schaden ab, wenn der Muthwille auch

*) Postterlijagd heißt Wildbejagd, der milde Jäger im Jura führt den Namen Bergpochter; vgl. Naturmythen S. 43.

Steinchen und Mauerfalk mit den abermals aufgerafften Erbsen gegen die Scheiben schleudert. Streckt dabei jemand, dem man sonst nicht hold ist, fragend und abwehrend den Kopf zum Fenster heraus, so fliegt ihm der ganze Hagel ins Gesicht. Trotzdem nehmen die Erwachsenen nicht gerade ein Vergerniß an diesem Nachtunfug, sondern immer noch erkennt man darin wenigstens eine Spur jenes altkirchlichen Zweckes, die Menschen zur Wachsamkeit mahnen zu lassen, „damit der Herr bei seiner nahen Ankunft sie nicht unvorbereitet finde; Gott kommt langsam, darum schickt er seine Boten.“ So hört man in unsern Ortshaften am schweizerischen Oberrhein heute noch versichern. Auch bestimmte Ortsagen unterstützen hier noch den localen Brauch. (Hedem zur Zeit der Pest, sagt man, wo man die Häuser der Nachbarn nicht mehr zu betreten wagte, habe man den Bekannten Erbsen ans Fenster geworfen, um von ihnen ein Gegenzeichen zu erhalten, ob sie noch am Leben seien. Fast allenthalben in Oberdeutschland ist noch etwas von diesem Brauche am Leben. Die Kinder in Franken führen eigne Holzhämmer, wenn sie in den Adventnächten unter dem Rufe Gutheil! Gaben heischend an die Thüren klopfen. Weil sie dabei verkleidet erscheinen, heißen sie Hüllbuzen, die Masken der Frau Holle.*) In Schwaben bedeutet das Zeitwort klöpfeln selbst nichts anderes mehr, als Erbsen gegen fremde Fenster werfen und dafür sich ein Geschenk erbitten, und von der gleichzeitig üblichen Festspeise der Käse- und Mehlknöpflein heißt die Zeit auch Knäpflesnacht, wie sie im Schwarzwalde ebenso nach dem Backwerke der Kräpflein Kröpflesnacht genannt wird. In Tirol führt man dazu den Anklopfelesel mit herum, eine Figur durch zwei hinter einander gehende in Eins verhüllte Bursche gebildet, auf deren Traggerüste ein dritter als Eselsreiter sitzt. Der Ausdruck klopfen diente unsern Dichtern seit Hans Folz und Hans Rosenplüt überhaupt zum stehenden Titel jedes ihrer gedichteten Neujahrswünsche, und in unserer altdeutschen Poesie geht die Frau Adventiure mit ihrer guten Maere von Haus zu Haus, mit dem Botenstab anklopfend. Nikolaus als Bischof von Myra trägt den Bischofsstab, wie ihn auch die Nikolausmasken unerläßlich führen, das Kind schneidet sich das Nikolausenholzlein, der Dorfbursche die Nikolausengeißel zum „klopfen“. Ebenso stabil und verbreitet wie Stab und Hammer bei diesem Feste erscheint auch die Erbse. Sie weist als Donnererbsen auf die sommerlichen Gewitter und die davon abhängige Frucht-ernte, mithin auf den Donnergott zurück. Noch wird in jenes hohle Marzipan- und Lebkuchenhäuschen zu Weihnachten, welches das goldne Haus und Himmels-schloß heißt, eine Kollerbse eingebacken als Sinnbild des durch den Himmel rollenden Donners. Erbsenbrei mit Rauchfleisch ist in Süddeutschland ein stehendes Donnerstagsgericht, und die den Schimmelreiter begleitende in Erbsen-

*) Vgl. Schöppner, Bair. Sagenbuch Nr. 727.

stroh gebundene Weihnachtsmaske heißt in Mitteldeutschland Erbsenbär. Die an die Fensterscheibe flirrend geworfene Erbse ist ein Abbild des Donnersteins und der Donnerfugel, mit ihrem Geräusche verjagt man die Winterstürme aus der Landschaft und lockt die befruchtenden Frühlingsgewitter herbei. Der Erbisberg bei schwäbisch Röttingen läßt kein Gewitter ins Dorf herein. *) So oft es donnert, versteckt sich das Zwergenvolk in Erbsenfeldern. Wie man sich daher schon im alten Rom bei den Circusspielen mit Nüssen und Erbsen bewarf, so bewerfen sich auch die heutigen Italiener beim Carneval mit Confetti und Coriandoli; ja selbst die Bauern in der Ukraine, die ihren Gutsherrn das Neujahr durch ihre Kinder anwünschen lassen, nennen dies „Bewerfen“. Jeder Knabe bewirft ihn dann mit einem Hagel von Erbsen, Roggen- und Weizenkörnern und ruft: Gott gebe Roggen, Weizen und alles Getreide! Gewittergottheiten sind bescheerende und zugleich verheerende; denselben Doppelsinn haben ihre Symbole Erbse und Nuß. In der ganzen Schweiz beginnt vom Nikolausabend an das Nußspiel, ehemals das einzige Glücksspiel, das in den demokratischen Kantonen gesetzlich gestattet war. Das Landbuch von Schwyz verbietet 1518 alles Spiel „tüerer dann vm ein Nidlen oder vm Nuß“. Auch die krachende Welschnuß gehört mit zu den Attributen der Gewittergottheit, deren Vorbote Nikolaus ist; er wird daher durch die Nuß symbolisirt. Die Holzschnitte der ältesten Schweizerkalender fallen in die Zeit des züricher Buchdruckers Froschauer, der seine Formen mit aus seiner Vaterstadt Rottweil ins Land gebracht hatte. Diese Holzstöcke sind von der folgenden Zeit fort und fort copiert worden, so daß sie zum Theil sogar noch in dem kleinen Zuger-Kalender v. J. 1823 erscheinen. In diesem ist der Nikolaustag durch ein Bibelbuch bezeichnet, auf dessen Deckel drei goldne Welschnüsse „im Luder“ liegen; d. h. über den zwei unteren liegt die dritte gehäuft, so wie sie nach der Spielregel der Kinderwelt zum Spielziele angelegt werden müssen. Die christliche Kunst hat diese drei Nüsse in drei goldne Brode verwandelt, mit denen der Heilige die Armen speist, und in drei goldne Aepfel gleichsam vom Baume des Lebens, weil er einst drei lydischen Jungfrauen die keusche Seele gerettet hatte. Bezeichnet daher die Christbirne dem frickthaler Bauern alles Obst zur Weihnachtsbescheerung, so gilt ihm für das Klausenfest nur der Klausenapfel, der gerade auf diese Frist mürb wird und dabei schön rothbrechtig bleibt. Um solche Aepfel betet das Kind in der französischen Schweiz:

Saint Nicolas, bon homme,
donnez-moi des pommes!

Das Kind in der deutschen Schweiz parodirt den welschen Reim indem

*) Vgl. Birlinger, Schwäb. Sag. I., No. 306.

es das Gebet an eines der Schweinchen aus der großen Heerde des Heiligen adressirt:

Komm, Süli, komm,

Ich gieb dir gute pommes.

Damit ist zugleich des Heiligen Beruf als Hüter und Schirmer der Heerden ausgedrückt. Schon Joh. Kasicz, der sein Werk de diis Samagitarum 1580 verfaßte und 1615 zu Basel drucken ließ, sagt ausdrücklich: *apud nos gregis custodia Nicolao est injuncta*. Dasselbe Verhältniß kommt ihm noch in den Waldstätten zu, wo er allenthalben der Patron der Sennenbrüderschaften und Alpenossen ist. Am Vorabende seines Festtages findet alljährlich zu Stans in Unterwalden der Nikolauszug statt unter allem Gepränge eines Staats- und Landesfestes. Ihn eröffnen die Samiklausengeißel (Gauch, Plagnarr), welche als Zugführer Windlichter tragen. Nikolaus selbst sitzt im bischöflichen Ornat hoch zu Rosse, von entsprechenden Würdeträgern und Kirchendienern umgeben. Hinter diesen erscheint ein geflügelter schwertschwingender Erzengel, der die Ankunft der heiligen Familie meldet. Diese folgt unmittelbar mit Stall und Krippe nebst einer großen Schaar von Engeln und Hirten. Darauf kommen die heiligen drei Könige mit dem Stern nebst Leibwachen und Trabanten. Zwischen diesen drei Gruppen agiren zahlreiche Geißel als Plagnarren, Zugführer und Laternenträger, sämmtlich Jackeln schwingend und Ruhglocken läutend, durchschnittlich in hochrothe Rührhemden gekleidet. Ihr besonderes Geschäft aber ist, des Nikolaus Geschenke rechts und links in alle am Wege liegenden Wohnhäuser zu überbringen; eine Aufgabe, die hier nicht wenig besagen will. Denn der Zug beginnt Mittags 12 Uhr, durchzieht mehre um Stans gelegene Gemeinden und endigt erst Abends 7 Uhr in Stans selbst mit einem allgemeinen Bürgerschmause, dessen Zweckspeise diesmal der Lebkuchen ist. Solcherlei Lebkuchen werden dem Zuge in einem eignen Wagen nachgefahren, alle als Fische geformt. In jedem Hause erhält die Prozession dafür das übliche Geldgeschenk, wie man denn die Kosten des über hundert Mann starken Zuges durch dieses und durch öffentliche Sammlungen deckt, welche lange vorher veranstaltet werden. Das zuschauende Publicum spielt zum Theil gleichfalls mit. Man bildet Spalier, schießt mit Musketen und Stügen, knallt mit gewaltigen Nikolausgeißeln und läutet mit allen vorhandenen Treicheln oder Ruhglocken. Abends wird man in jeder Familie mit Wein und Lebkuchen bewirthet.

Der Lebkuchensisch als Festbrod deutet darauf hin, daß der stanser Nikolaus-tag den Heiligen nicht bloß als Schutzpatron der Sennen, sondern auch als den der Schiffer und Fischer feiert, der die Stürme auf dem Vierwaldstätter und auf den Hochalpen gleichmäßig zu bändigen hat. Man bäckt daher auch am züricher See um dieselbe Zeit die sogenannten Türgelifische, sehr große scheibenförmige Süßbrode, auf denen das Bild eines mächtigen Hechtes abge-

preßt ist, oder sogenannte Schwammfische, dicke Honigbrode mit einem ähnlichen Bilde. Sie dienten ehemals als die wesentlichen Neujahrs Geschenke und wurden nicht bloß den Freunden, sondern auch der Dienstherrschaft und der Obrigkeit zum Zeichen des Unterthanenverhältnisses überbracht. Das Archivsregister des aargauer Frauenklosters Hermetschwil im Freienamte verzeichnet pg. 73 unter den Neujahrsausgaben der dortigen Abtissin: „waß ich für leblichige Fisch auf Muri (Abtei) und anderswohin zum Wuotjahr geschickt.“ Anderwärts verwandelte sich dieser Lebluchensfisch in das Festbrod der Schnecke, das jetzt das üblichste am Nikolaustage ist. Fisch und Schnecke erscheinen aber in der Mythe als die steten Stellvertreter des Ebers oder Bargas. Daher werden vom Hochnorden an bis in unsre Alpen zur selben Zeit der Zwölften die Bildbrode der Ferkelfuchen gebacken, die der vlämische Belgier und der Niederdeutsche Nikolasvarkens nennt. Wir erinnern an den nordischen Jul-Eber, der zur Zeit der Zwölften geschlachtet, oder als Kuchen geteigt das Weihnachtsfest schmücken hilft. Wer nicht vermöglich genug ist, den gefüllten Schweinskopf auf die Tafel zu setzen, der begnügt sich in Nieder- und Oberdeutschland mit dem einschlägigen Formbrode. Die zürcher Brechtirgelein und Leblüchlein zeigen dann den Eberkopf und den springenden Eber, zu derselben Zeit, wo man in Friedrichstede a. d. Eider die Sant Niklasköres bäckt, darunter einen geteigten Eber, dessen Ohren und Ringelschwanz vergoldet ist und welcher also völlig jenes „Goldferch“ unsrer oberdeutschen Rechtsalterthümer wiederholt, das einst durch die Bänke der Schöffen festlich zum Opfer geführt worden ist. Daraus darf gefolgert werden, daß unser Nikolaus in eine heidnische Verwandtschaft mit dem Gotte Fró gebracht worden war. Dieser die Zucht der Weidethiere fördernde und mit der verjüngten Kraft der Sonne den Weidgang wieder eröffnende Gott kommt auf dem strahlenden Goldeber einher, Wuotan zugleich auf dem Schimmel, Donar mit dem Gespann seiner Böcke. Alle drei verrathen sich noch in den Weihnachtsmaskeraden als Schimmelreiter und Klapperbock; der Eber dadurch, daß unsre Klausenknaben Hanzähne aus weißen Rüben geschnitten in den Maskenmund stecken. Einen Herrscherstab führen ohnedies alle drei Gottheiten: Wuotan den Speer, Donar den Wanderstab, Fró das Schwert. Darum hat dieser Stab in des Nikolaus Hand so vielerlei Wandlungen durchzumachen. Der Heilige ist Schifferpatron und führt daher ein Ruder; er ist Hirte mit Klausenpeitsche und Schäferstab; Bischof und hat den Krummstab. Und da mit seinem Erscheinen die Tage des süßen Backwerkes beginnen, so ist er auch Patron der Bäcker geworden.*) Er wird dargestellt in pontifi-

*) Eine Abbildung des Wappens der Bäcker von Arras v. J. 1467 ist enthalten im *Magasin pittoresque*, par Ed. Charton. Paris. 1857, 133.

calibus, in der einen Hand den Krummstab, in der andern die Brodschaufel haltend, mit der man den Teig in den Backofen einschießt.

In einigen Ortschaften des Altaargaus und Oberaargaus beginnt man die Zeit der Zwölften mit der uralten Eigenthümlichkeit des Rübengesichtes. Unter den weißen Rüben, die in Scheune und Keller eingewintert liegen, sucht sich jeder Knabe die größte mit langer spindelförmiger Wurzel aus. Sie wird bis auf die Rinde ausgehöhlt, gegen die Wurzel hin schiebt man ein paar kreisrunde Augenhöhlen hinein, darunter kommt das Dreieck der Nase, dann der weit offene Mund, in welchem das weiße Fleisch der Rübe zu einer breiten Reihe aufgestaffelter Schaufelzähne ausgezackt wird. Ans Kinn wird ein flächener Knebelbart gethan, mit Ruß geschwärzt, oben ans Haupt werden geflochtene Weidenruthen eingekrümmt, Bockshörner vorstellend. Hat man ins Innere ein brennendes Kerzchen hineingestellt, so steckt man das Phantom auf eine hohe Stange und läßt es Nachts den Leuten bis ins obere Stockwerk zu den Fenstern hineinschauen. Zuweilen begegnet diesem Rübengesicht ein anderes mit weit hellerem Schein und noch breiterer Grimasse; dieses ist dann von einem glücklicheren Künstler aus einem Flaschenkürbis geschnitten. In diesem Kinderspiel ist bereits alles vorhanden, was zur Erscheinungsweise der alten Gottheit gehört: Allsehender, leuchtender Blick, feuriger Athem, Langbart, gehörntes Haupthaar, übermenschliche Höhe der Gestalt. Er kommt, die Opferschmähse seiner Gläubigen zu besuchen und schaut daher Nachts der um den Tisch sitzenden Familie hoch zur obern Stube hinein. Noch erinnert der Kalte Jahrmarkt in den Städten Basel und Zofingen nebst den damit verknüpften Ortsagen daran, wie lange man hier um Wittwinter alljährlich den großen Gerichts- und Opfertag begangen und des Gottes örtliches Erscheinen gemeindeweise ausgerufen hat, bis diese alte Ueblichkeit zu Basel vergessen ging, zu Zofingen in ein städtisches Kinderfest verlief. In letzterer Stadt war der Brauch so alt, daß ihn schon Stumpf 1548 in seiner Schweizerchronik erwähnt und Fäsi 1765 in der helvetischen Erdbeschreibung (I. 834) noch die denkwürdige Ehre dazu meldet. Am Abend des 16. Novembers, als dem Otmarstage, rückten daselbst des Nachts zur bestimmten Stunde alle Kinder, aber auch alle städtischen Behörden in ihrer vollen Amtstracht aus, die Erwachsenen Windlichter tragend, die Kinder dagegen ihre auf Stangen gesteckten transparenten hohlen Rüben. Unter dem Vortritt der Weibel und Amtsknechte durchging der Zug die Straßen der Stadt, um in jeglicher auf eine andere Weise beschenkt zu werden. Vom Kirchthurm wurden Nüsse und neugeprägte Rappenstücke ausgeworfen, aus der Stiftschaffnerei die Festbrode der Mütschenwecklein, im Rathhauskeller floß für jeden Bürger der Ehrenwein, alle Zünfte hielten gegenseitige Freitafel. An allen Hauptplätzen rief der Zug aus einem Munde die alte Losung: Dohar goht Er! d. h. daher kommt er, der Gott und sein Entewagen, gegangen.

Erst beim Einbruche der Franzosen in die Schweiz 1798 gerieth dieser Brauch ins Stocken; am St. Otmarsabend 1863 hat ihn die junge zosinger Bürgerschaft wieder ins Leben gerufen. In den Aargausagen Nr. 505 findet sich die Erzählung von der Mordnacht zu Zosingen als die angebliche Ursache dieses Brauches. Viel reichlicher als hier liefen die Geschenke ab, die man ehemals zu Basel beim Nikolausfeste vertheilte. Jeder Domherr, der beim Gottesdienste mitzuhelfen hatte, erhielt ein Quartale Wein, vier aus feinem Mehl gebackene Bolwecken und zwei Semmeln; jeder ihrer Diener zur Semmel zwei Maß Wein, ebensoviel alle mitfunctionirenden Priester, Schulmeister und Schüler. Drüber hinaus gab das Domstift jedem besonders einen Bolweck, ebenso des Petersstift jedem Wein und Semmeln. Selbst die fremden Geistlichen, die auf diesen Tag nur besuchsweise zugegen waren, bekamen jeder zwei Maß Wein und eine Semmel. Das Gleiche erhielt jeder bischöfliche Beamte, jeder Offiziant, Notar, Procurator, bis zu den Boten, Briefträgern und Briefträgerinnen hinab. (Basler Neujahrsblatt 1850, 29.) Wie man sieht, hatte der zu Basel residirende Bischof in dieser Stadt den Anlaß gegeben, daß hier aus dem Nikolausfeste das Fest des sogenannten Kinderbischofs Gregorius wurde, eine Umänderung, die dann in andern Orten der Schweiz zu ganz besonderen Prunkaufzügen führte. In der Stadt Zug z. B. war am Nikolaustage zugleich Jahrmart. Während da der Kinderbischof unter Musketensalven feierlich den Segen erteilte und sich dann zu einem pompösen Gastmahl begab, hatte sein Hofnarr das Vorrecht, in alle Krambuden laufen und sich ein Geschenk erbitten zu dürfen. Das Erbetene ihm wirklich zu geben, wurde als eine unerläßliche Schuldigkeit angesehen. Dieser Ortsbrauch hat hier bis zum Jahre 1796 andauert. Bis zur Aufhebung der aargauer Abtei Wettingen (Januar 1841) hatte die Knabenschaft des gleichnamigen Dorfes das Vorrecht, daselbst die Maskengewänder für den alljährlichen Nikolauszug entleihen zu dürfen. Jeder einzelne Zugführer erhielt da die Albe, ein langwallendes Priesterhemde, nebst Insel und Mitra und galt in diesem Ornat dann nicht etwa als der heilige Bischof, sondern als der wirkliche Samichlaus. Ihm gesellten sich die Kameraden bei, verummumt als polizeiliche Kinderfänger, bärtig und Stöcke schleppend; oder als gräuliche Schmutzli, mit Roggrollen, Harnischblegen und Milchellen behangen; oder gar als Nikolausfessel mit leeren Körben und Flaschen bepackt, in die man die erwarteten Gaben einzusammeln gedachte. In verschiedenen Richtungen vertheilte sich dann das Gefolge durch die Dorfgassen. Vor jedem Hause, in welchem Kinder waren oder sonst ein hübsches Mädchen, erhoben sie ihr Kettengerassel Wagengeknarre und Schellengeltingel, sie wieherten, meckerten, blöckten und yahnten, um damit auszudrücken, daß der mit aller Gattung Bierfüßler bespannte Nikolauswagen noch ohne die nöthige Ladung im Dorfe umfahre. Während der Samichlaus in die Wohnstube eintrat, um die Kinder zu prüfen, wobei ihm

als Sakristan der verschriene Knecht Schmutzli mit der großen Stalllaterne vorleuchtete, nahmen seine Esel flüchtig in der Hausküche Platz, als in der nächsten Nähe von Butter und Mehl, von Brod und Wurst. Hier wurde ihnen denn der Korb gefüllt. Schließlich vereinigten sich die verschiedenen Rotten wieder unter der Dorflinde und controlirten das an Trank und Speise Eingefammelte. Am nächstfolgenden Sonntag wurde dies alles zu einem gemeinsamen Gastmahl „verküchlet und verwurstet“, jeder der Niklausen und Schmutzli's brachte dazu sein Mädchen mit auf den Tanzboden und zeigte ihr prahlend, welchen Klausen er ihr erjagt habe. Wollte er recht großmüthig thun, so bröckelte er ihr da die Honigzelten gehäuft in den Schoß, die sie ihm die Woche zuvor nur zögernd und einzeln verabreicht hatte.

In den reformirten Theilen der Schweiz ist von dieser Tracht des Kinderbischofs wenig zu sehen, es wäre denn die hoch aus Pappendeckel geschnittene Bischofsmütze mit transparentem Vilderwerke und dreingestelltem Lichtlein, welche die Klausenjäger im Klarnerlande tragen. Im Städtchen Arburg erscheinen neben dem Sträggele und Knecht Ruprecht (dem ruhmshimmernden Weihnachtsboten) die weiblichen strahlend weißen Berchtelen und Weihnachtskindchen. Es sind weißgekleidete Knaben und Mädchen, die paarweise schon einige Wochen vor dem Nikolausabend Nachts in die Häuser zum Besuch kommen. Sie tragen Ueberwürfe mit rothen Bandschleifen, auf dem Kopfe einen Kranz, von dem ein Schleier herabfällt und sie gänzlich einhüllt. Jedes hat eine oder zwei ähnlich gekleidete Mägde bei sich, welche Goldnüsse und Honigbrödchen austheilen, während die Führerin den Kindern fromme Reime vorspricht. Die Klausen im Züricherlande kommen in einem rothen Rittermantel, mit Goldpapier gesäumt, tragen Stulpstiefel mit Sporen, in der Hand ein gezogenes Schwert, auf dem Haupte einen dreieckigen Pappendeckelhut. Das drinnen verborgen brennende Licht beleuchtet eine transparent in die Hülse geschnittene große Hand, die ihre fünf Finger zum Geben und Nehmen ausstreckt. Sie deutet auf des heiligen Nikolaus Freigebigkeit und ist eine beredte Anforderung an die Großmuth der Zuhörer, vor denen der Klaus seinen gedehnten Reimspruch hersagt. Und wirklich ist diese offene Hand das treffende Sinnbild der Festtags, denn keine Hand bleibt verschlossen; die Wohlthätigkeit ist an diesem Tage eine allgemeine Landesangelegenheit, selbst wo das Fest kein kirchliches mehr ist, da ist es ein Gemeindefest, bei welchem auch der Geringste im Orte nicht von der öffentlichen Freude ausgeschlossen sein soll. Wenn unsre städtischen Magistrate im Aargau jährlich ihren Rechenschaftsbericht den Ortsbürgern vorlegen, so bildet darin die Nikolauspense einen stehenden Posten. Der Bericht der Almosenpflege der Stadt Baden vom Jahre 1859 führt an: „Stoffe zu Kleidungsstücken auf das Fest des heiligen Nikolaus, ausgetheilt an 58 Kinder.“ Im kleinen Appenzell Inner-Rhoden schätzt man seit dem Jahre 1835 die jähr-

liche Auslage, die hier auf Rechnung der Klausengeschenke kommt, bis auf 13,000 Gulden. (Müsch, der Kanton Appenzell, pag. 113.) Hieß Gott Odhinn mit einem seiner Beinamen Ósei, der Wunsch erfüller, so muß auch sein Bote oder Stellvertreter wenigstens die Wünsche der Kindheit zu erfüllen wissen; die offene Hand ist daher Sinnbild und uraltes Emblem dieses Bescherungstages. In dem bretternen Kalender, welcher in einem Sennhause im Oberwallis gefunden worden und nun in den zürcher Antiquar. Mittheilungen, Bd. 12, abgebildet ist, stehen nur Bildzeichen eingeschnitten, ohne Zahl und Buchstaben. Der 6. December wird hier durch eine fünffingrig ausgestreckte Patschhand bezeichnet. Daher ist denn die Hand schon längst eine der Formen, nach denen man die heiligen Festbrode modelt und bäckt. Wie man nach dem symbolischen Werthe der Finger verschiedene Mehlspeisen benennt: Fingernudeln, Süße Fingergelen, Bauchstecherlein, ebenso bäckt man Zweckbrode in Form von Hand und Handschuh und legt ihnen die verschiedenartigsten Stichnetamen bei. Am Zürichsee verkauft man am Klausentage Brechtirgelein und Marzipane, auf denen eine ausgestreckte Hand, ein Mannshandschuh, oder ein gestickter Frauenhandschuh abgepreßt ist. Letztere bezeichnen die vom Pathe dem Pathenkinde herkömmlich zu schenkenden Handschuhe oder das Handschuhgeld. Das um Frankfurt, z. B. in Bockenheim handförmig gebackene Mürrbrod heißt man dorten Ohrseigen; der Name correspondirt mit dem des sohlenförmig gemodelten Bisquits, das wir Maultäschlein nennen. Aus solchem Klausenbrod bildete sich der Namensbegriff des altbayerischen Klaubenbrodes, ein obst- und mandelgefülltes Nikolausbrod, das der Heilige den Kindern klaubt (zusammenliest) und das ihm seinen späteren Scheuchnamen Klaubauf (Kinderräuber) eingetragen hat. Die religiöse Beziehung, welche diesem Gebäcke wirklich zukam, verräth sein kirchlicher Name manus Christi. Das Manus-Christibrod, sagt Hieronymus Vock (der Deutschen Speisekammer 1555, Blatt 43) wird aus süßduftendem Roggenmehl gebacken. Später hat dasselbe sich verkleinert in die Manus-Christitäflein, Zuckerzeltlein, gegen deren Herumreichen während des Gottesdienstes Abraham a Santa Clara in seinem „Merks Wien!“ 1684 gepredigt hat. Aus der Brodhand ward ein Brodhandschuh, genau so wie am Rhein der riesige Begleiter des bescherenden Nikolaus von seinen großen Pelzhandschuhen den Namen Hans Muff bekommen hat, oder wie der das süße Hugelbrod Vertheilende, welches in Bayern Klaubenbrod heißt, zum Klaubauf geworden ist.

Zum Schluß zeichnen wir nun diejenigen intimeren Züge, die dem bisher beschriebenen Feste in den Familien unseres eigenen Wohnortes eigen sind.

Es trifft sich bei uns und anderwärts, daß einige Tage vor dem Feste die Winterjahrmärkte der Reihe nach in unsern Nachbarstädtchen abgehalten werden. Der Hausvater muß mit seinem Vorrathe dorthin gehen, aber wie seine Kinder meinen, diesmal nicht in seinen, sondern nur in ihren Geschäften. Beim Fort-

gehen verspricht er ihnen, tüchtig losklopfen zu wollen auf die Waarensäcke, welche des Nikolaus große Eselsheerde ins Land bringt, bis ein recht schwerer herunterfalle. Abends kehrt er zurück, und obschon er nur sein bekanntes Watsäcklein, ohne welches der Bauer nicht über Land geht, mit heim bringt, so ist es diesmal doch bis zur letzten Schnur und Nath vollgestopft, und wenn er es nun vom Stock über der Achsel herabgenommen hat, bleibt es frei durch sein eignes Gewicht am Boden stehen. „Hesch mer en Sant Niklause g'jaget?“ fragt das Kind, und der Papa spannt die Neugier nicht länger. Aber vorerst zieht er nur eine Kleinigkeit aus dem Sacke, eine doppelte Schneckenudel, die er aus der großen Schweineheerde des Nikolaus herausgefangen haben will. Aber das ist eben jene Glücksschnecke im Rügenmärchen, die alles machen kann, Butter und Weizen herbeischaffen, Korn dreschen und Brod backen. Um solcherlei Schneckenbrode jagt und klast denn auf dem Lande beinahe jeglicher Stand und jegliches Alter; von jedem, der zu dieser Zeit auf einen Tag das Haus verläßt, heißt es, er jage den Klaus; der Bursche klast und jagt für sein Mädchen, selbst die Bettelleute kommen mit irgendeiner Weisenschelle ans Fenster und verlangen Futter für des Klausen Esel. Alle Schuljungen klasten ihrem Schulmeister, die ganze Schulanstalt maskirt sich dazu in die Ueberbleibsel der Bürger- oder Soldatentracht des vorigen Jahrhunderts. Alte Bärenmützen drohen dem jungen Schädel Schwielen zu drücken oder bis auf den Hals herein zu rutschen; kollernde aufgeblähte Schweinsblasen werden über Rücken und Bauch gebunden und setzen der Figur einen siebenfachen Umfang zu. An langer Stange schwingt man einen Mehlbeutel, mit dem man jeden Begegnenden „zeichnet“. So kommt man polternd und wiehernd dem Lehrer ins Haus gesprungen, um ihm einen Eierring oder einen noch größeren Brodmannoggel zu überreichen oder vielmehr, was seine Backofenlänge einzig gestattet, ihn auf einem mitgebrachten Tragbrette hier abzustellen. Nachdem man dem Lehrer die Wohnstube genügend voll Schnee getragen hat, durchläuft man die breite Stadtgasse und läßt keine Hauschelle ungeläutet, keinen Thürklopfer unangeschlagen, keinen Menschen ungeschneeballt. Die Ortspolizei mahnt pflichtgemäß zur Ruhe; aber darüber geräth wohl gar der ältere Bürger in Wortwechsel mit ihr, der, seiner einstigen Flegeljahre gedenkend, den altherkömmlichen Knabenspaß unbeeinträchtigt sehen will. Und wirklich verläuft alles rasch und ohne üble Folgen. Denn mit dem letzten Klang der Abendglocke ist die Gasse plötzlich wieder leer und still. Einem Kinde, heißt es, das sich heute beim Herumschwärmen verspätet, dem fressen die Nachteulen den Kopf fahl und der Hofmann zieht es in den Bach. So steckt in der alten Unsitte oft ein sittlicher Kern, im verschrieenen Aberglauben ein tüchtiger Denzettel und praktischer Gehalt. Die Straßen sind wieder leer, die Kinder sind zu Hause und die Bescheerungszeit für jede einzelne Familie bricht jetzt an.

Nach Alter und Verwandtschaft vereinigt sitzt man in einer stillen Feiertätigkeit beisammen in der großen Wohnstube. Nebenan in der Kammer rüstet die Mutter ihre Waare, auch die Kinder kommen von ihrem besonderen Geschäfte zurück, sie haben ins Fenster der Schlafkammer ein Bündelchen Heu geschlichtet, ein Näpfschen Lecksalz und einen Schub voll Hafer gestellt, alles als Futter für den Nikolausensel. Ein leerer Teller steht dabei vor dem offenen Schiebfenster, in diesen kann der Heilige, während sein Thier vom Salze leckt, schnell noch was Besonderes einlegen. Wer aber aus Gewinnsucht das Heu früher streut, als recht ist, dem fressen es die Ziegen weg, wenn man sie des Abends von der Tränke in den Stall zurücktreibt; ohne anzuhalten geht dann Nikolaus hier vorbei. Aber dies ist hier bereits abgethan, im Zimmer ist mäusestille, Mutter und Vater fehlen schon länger, nur die Dienstmagd geht geheimnißvoll ab und zu. So oft die Hausglocke drunten schellt, rücken die Kleinen näher aneinander, aber wie tapfere Schutzgeister sitzen Pathe oder Onkel bei dem verschüchterten Völkchen. Nun gilt's Ernst; ein Glockenklang: die Thüre öffnet sich und herein tritt eine lange Mannsgestalt mit milchweißem Langbart, ein Lockenhaar von Hobelspanningeln bis auf den Boden reichend, über und über in Schafspelz oder Wildschur. Er beginnt seine Fragen:

Sinds gueti Ghind, finds bösi Ghind,
Folget's echt der Mueter g'schwind?

Je nach der Eltern Antwort ist nun der Erfolg. Entweder läßt er aus seinen Pelzen einen Regen von Nüssen, Kastanien, Mandeln und Feigen sich ergießen, oder es tritt hinter dem schneeweißen Riesen alsbald der kohlschwarze Schmutzli hervor. Dieser zeigt Ruthe und Besen, er raffelt mit Schellen und Ketten, er hält wirklich einen Esel am Zaume, einen Burschen, der ein Leintuch mit hochgeknüpften Ohren über sich hergeworfen hat und es mittels einer Querstange in die Länge hält. Das böse Thier will sich durchaus nicht abfattern lassen. Also kann Schmutzli den gefüllten Mantelsack nicht abladen und zeigt statt dessen nur den offenen Aschensack. Schrecklich lautet sein Drohwort:

Patter . . . Patterone,	Wenn sie net z'fride sind,
Erbs oder Füberbohne!	Stoß i noch siebe Ghind
Zwei e so Buebe	Zue de drei Buebne
Stoß i in Aschensack,	Zum Schnupstaba!
Drei e so Maidschi	
Stoß i in Sack.	

Solcherlei Drohungen sind niemals vollziehbar, alle Kleinen haben sich bereits hinter die Mutter verkrochen. Nun aber geht's ans Aufsagen der gelernten Lieder und Sprüchlein, auch das Jüngste muß zeigen, wie man ein Kreuz schlägt und ein Gebetlein spricht. Letzteres lautet:

Sämichlaus, ich bitte di,
 gib mer au — n — es Ditteli,
 nit ze groß und nit es chlei's,
 gib mer ei's, wo Anneli heisst.

Darauf bedecken abermals Obstschneize und Welschnüsse den Boden; aber auch Hals- und Fürtüchlein werden mit vertheilt, ja die kühnsten Wünsche weit überboten. Ja sogar der Besen, mit welchem der Knecht Schmutzli gedroht hatte verwandelt sich in einen prächtigen Klausgrogen, denn plötzlich steht fürs Allerkleinste ein Tannenbäumchen da, buntschimmernd von Band und Bild und Backwerk.

Der Krieg in Nordamerika vom militärischen Standpunkt.

3. — Die Ereignisse von 1861.

Die Geschichte eines Krieges zu schreiben, ehe er sein Ende erreicht hat, ist überaus schwierig, doppelt schwierig, wenn die Nachrichten von der einen Seite, hier der conföderirten, fast ganz fehlen und die der andern durchaus der Unparteilichkeit entbehren. Man muß sich also mit einer Charakteristik der Ereignisse begnügen. Aber selbst eine Charakteristik des Jahres 1861 läßt sich nicht leicht geben, da der Krieg in diesem Zeitabschnitte keine entscheidenden Vorgänge bringt. Diese erste Phase zeigt uns nur die Geburtswehen der Thaten, welche die folgenden Zeiten bewegen. Am 4. November 1860 wurde der erste Bürger, welcher der bis jetzt herrschenden Classe nicht angehört, zum Präsidenten der Republik gewählt. Dies veranlaßt die sieben Südstaaten, Carolina, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Louisiana und Texas ihren Austritt aus der Union zu erklären. Die über diese Erklärung geführten Verhandlungen präcisiren die Parteigegensätze und veranlassen die Staaten Nordcarolina und Arkansas sich ganz dem Süden anzuschließen, während in den Staaten Virginia, Tennessee, Kentucky und Missouri keine der beiden Parteien die entschiedene Oberhand bekommt. Diese Staaten theilen sich in Folge dessen und bringen die Gegensätze in desto schärfere Berührung. Daraus entsteht ein Kampf der nächsten Nachbarn, diesen eilen die entfernteren Landschaften, endlich die gleichgesinnten